

Leipzig, Montag, 9. Oktober 1989

Fred hatte das Fenster aufgezogen, mit gemischten Gefühlen näherte er sich seiner Heimatstadt. Während der Fahrt standen Güterzüge am Gleis, wie sie das Militär verwendete, getarnt unter gefleckten Planen. Ab Wurzen waren die Schienen mit flachen Pritschen für Schützenpanzer und Truppentransporten verstopft. Am Gleis lungerten Soldaten in grünen Uniformen, die Gewehre auf den Knien, mit Zelten, Gulaschküchen und einem provisorischen Lazarett. Die erdbraunen Röcke der Russen tauchten nirgends auf, nicht einmal um Grimma, wo eine große Garnison der Roten Armee in den Kasernen lag. Am Stadtrand von Leipzig sammelten sich Waggons mit Bereitschaftspolizei. Kein Zweifel: Um die Messestadt legte sich ein eiserner Ring.

Im Nachbarabteil randalierten glatzköpfige Jungnazis. Sie fluchten, Glas splitterte. Unerbittlich spurte sich die Wagenschlange zum breit klaffenden Maul des Hauptbahnhofes ein, tauchte in den düsteren Schlund und kam mit quietschenden Bremsen zum Stehen. Fred stieg aus. Polizisten riegelten den Bahnsteig ab. Wer in die Stadt wollte, musste sich ausweisen. Gröland torkelten die Skins in die Menschenschleuse. Besoffen wie sie waren, legten sie sich mit den Kontrolleuren an, die sofort die Knüppel zückten. Überrascht gingen die Skins zu Boden, Handschellen klickten. Fred zeigte sein Dokument. Prüfend musterte der Offizier sein Gesicht und befahl:

„Vorne raus ist gesperrt! Nutzen Sie die Seitenausgänge!“

Es war früher Nachmittag, bis zum Friedensgebet sollten einige Stunden vergehen. Schon herrschte über der Stadt der lähmende Schatten der Gewalt. Ein Großaufgebot der Polizei lauerte vorm Hotel Astoria und am Güterbahnhof, der Taxistand war von Lastkraftwagen okkupiert. Längst hatten die Legionäre ihre Aufmarschzonen besetzt.

Schleunigst schlüpfte Fred durch die Kontrollen und lief zum Rosental, dem schützende Dschungel seiner Kindheit. Er mied die Hauptstraßen, die sich ringförmig um das Stadtzentrum legten. Er vermied breite Kreuzungen, die sich für Kontrollen anboten, und erreichte unbehelligt das kleine Wäldchen. Beruhigt atmete er auf. In dieser grünen Lunge war er aufgewachsen, hier kannte er jeden Pfad. Ohne einem Spaziergänger zu begegnen, lief er zur kleinen Brücke und zu den Bürgerhäusern an der

Funkenburg. Hier gab es keine Polizisten, keine Megaphone oder Patrouillen. Zwanzig Jahre hatte er in diesem Viertel gelebt, und zwanzig Jahre lang war er Zeuge, wie die einstmals mondänen Gebäude verfielen, wie sich der Schutt am Straßenrand türmte und die hohen, lichten Fenster zu leeren Höhlen erblindeten.

Seine Mutter öffnete die Tür. Zärtlich strich sie ihm über die Wange:

„Endlich, mein Sohn.“

„Es hat etwas gedauert, wegen der Kontrollen. Sie haben den Bahnhof abgeriegelt.“

Sie umarmte ihn und zog ihn ins Wohnzimmer, aus dem der Kommentar einer Fernsehreportage klang. Die Kamera fing ein rotes Kirchengemäuer ein, Gethsemane in Prenzlauer Berg. Die Fürbitten und Mahnwachen für die Verhafteten liefen ohne Unterbrechung. Ohne sich abzuwenden sagte er:

„In Dresden ging alles gut. Die Straße gehört uns!“

In wenigen Worten erzählte er: von der Demonstration und von der Gruppe der Zwanzig, die am Morgen unversehrt aus dem Rathaus zurückgekehrt war, begleitet vom Jubel der Menge, die stundenlang an den stummen Löwen vor der Residenz ausgeharrt hatte. Sie sagte:

„In Leipzig haben sie Menschen gejagt. Ich habe sie gesehen. Diese Brutalität, wie aus einer anderen Zeit.“

Fred verschwieg, was er auf der Fahrt beobachtet hatte. Er fragte:

„Wie Ungarn, sechsfünfzig? Wie Prag, achtundsechzig?“

Nachdenklich nickte sie.

„Das ist so lange her, als wäre es nie geschehen. Und plötzlich ist alles wieder da.“

„Warum hast du mir nie davon erzählt?“

„Um dich zu schützen. Ein unbedachtes Wort, und sie hätten dich nicht zum Abitur zugelassen.“

Angestrengt starrte sie auf den Bildschirm, wo der Kremlchef durch einen Glaspalast wandelte, im Schlepptau eine Horde Greise. Vor dem Gebäude flogen Fäuste, Knüppel, Steine und der Ruf: *Gorbi! Gorbi!* Fred fragte:

„Wann beginnt das Friedensgebet?“

„Um fünf, gegen sechs ist es zu Ende. Willst du hingehen?“

„Deswegen bin ich hier.“

„Ich weiß, dass es nichts nützt, wenn ich sage: Sei vorsichtig.“

„Ich werde vorsichtig sein.“

„Wenn sie dich am Wickel haben, nützt dir alle Vorsicht nichts.“

Sie schickte ihm einen sorgenvollen Blick. Er sagte:

„Mutter, wenn wir jetzt klein beigegeben ...“

„Schon gut, mein Junge, ich verstehe dich. Ich bin froh, dass du das tust. Uns fehlte der Mut. Aber ich bin auch deine Mutter. Es ist nicht leicht, den Sohn ziehen zu lassen, in den ...“

In den Krieg, dachte Fred. Heute kommt es zum Schwur, in dieser Stadt. Berlin und Dresden waren die Ouvertüre und der erste Akt. Das Finale steht noch aus. Er sagte:

„Ich muss mich auf den Weg machen.“

Auf dem Bildschirm erschienen prügelnde Volkspolizisten und zivile Schlägertrupps der Stasi. Sie knüppelten vor einer anderen Kirche. Fred kannte diese Mauern, und er kannte den Platz mit den Büschen und den Kastanien und den Linden, und er kannte das Haus im Hintergrund, Annes Haus, unterm Dach ein verwaister Balkon. Schnitt in einen getäfelten Konferenzsaal, wo ein alter Mann am Pult erklärte: *Die Diktatur des Proletariats ist die höchste Form der Demokratie. Unsere Menschen schätzen die Geborgenheit und Sicherheit in unserem Land. Bei uns gibt es keine Arbeitslosen und keine Bettler.* Leise sagte Fred:

„Anne hat sich gemeldet. Sie ist in Tübingen, bei Hölderlin und Bloch.“

Ein wehmütiges Lächeln glitt über ihr Antlitz.

„Bist du traurig?“

„Ich war es. Seit in Dresden die Knüppel schweigen, bin ich es nicht mehr. Plötzlich hat alles einen Sinn.“

Fast in Gedanken wiederholte sie:

„Bei Ernst in Tübingen. Das ist gut, wirklich gut.“

Fred nahm die Hand seiner Mutter:

„Wir können nicht herumsitzen und so tun, als ginge uns das nichts an. So hast du mich erzogen: für das einzustehen, was ich für gerecht und richtig halte.“

„Du bist empört, mein Junge. Diese Empörung ließ Weltreiche wanken.“

Er kniete vor ihr:

„Mach dir keine Sorgen. Es kann sein, dass ich spät zurückkomme. Ich komme zurück, verlass dich drauf.“

„Das macht es mir nicht leichter. Wie gesagt: Sei vorsichtig, mein Junge.“

Zehn Minuten später verließ er die Wohnung. Begierig saugte er jede Einzelheit auf. Er passierte einen verwitterten Gedenkstein für den polnischen General Napoleons. Im Schaukasten eines Klubhauses gähnten Aushänge, der den Besuch sowjetischer Kriegsveteranen verkündend. An der Pleißenburg, dem zinnenbewehrte Rathaus der Stadt, schien alles ruhig, ebenso an der Thomaskirche und in der Grimmaischen Straße. Vor der Nikolaikirche warteten mehrere Hundert Menschen. Bis zum Friedensgebet blieben zwei Stunden. Fred wunderte sich über den Auflauf, bis ihm ein Licht aufging. Offenbar hatte die Partei Störtrupps geschickt, um die Kirche mit ihren Leuten zu besetzen. Das war der Grund, warum auch in anderen Kirchen Friedensgebete abgehalten wurden, exakt zur gleichen Zeit. Nur in der Thomaskirche blieb es still, ihr Hirte hielt das Haus verschlossen, seinen heiligen Stall. Vorm Hochhaus kroch parkte Polizei. Die Uniformierten verbargen sich unter dicken Planen. Fred setzte sich ins Café de Saxe am Markt, gegenüber der kitschigen Front des Alten Rathauses. Der Kellner schlurfte an den Tisch:

„Sie wünschen?“

„Einen Kaffee, bitte.“

Der Kellner schaute auf seine Uhr.

„Ich weise Sie darauf hin, dass wir um vier schließen.“

„Machen Sie Inventur?“

„Klar, mitten im Oktober. Wir schließen, weil heute alle Geschäfte vorzeitig schließen. Anweisung aus dem Rathaus.“

Grinsend huschte er in die Küche und kam mit dem Tablett zurück.

Vertraulich senkte er den Kopf:

„Sie glauben nicht im Ernst, dass wir heute nach Hause gehen.“

Auerbachs Keller spuckte Touristen aus. Dickbäuchige Busse brachten sie aus der künftigen Kampfzone. Eine Polizeistreife überquerte den Markt, von den verstohlenen Augen der Passanten verfolgt. Fauchend kroch ein Wasserwerfer vor das Messeamt, hinter sich einen Stoßtrupp der Polizei. Kurz vor vier Uhr kam der Kellner, um zu kassieren. Höflich komplimentierte er seinen Gast aus dem Café und verschloss die Glastür.

Anstatt sich zu leeren, füllten sich die Gassen. Es war unmöglich auszumachen, woher dieser Sog kam, den Ströme von Menschen füllten:

aus den Straßenbahnen am Leuschnerplatz, von der Fußgängerbrücke am Brühl oder vom Gewandhaus. Mit jeder Minute schwoll die Bewegung an, ergossen sich dunkle Kolonnen zur Nikolaikirche. Anstatt das Becken auszutrocknen, stieg die Flut unaufhörlich an. Kurz vor halb sechs klebte eine schweigende Menge an der Kirche, gleich einem Bienenstock am Baum, die mit atemberaubender Geschwindigkeit wuchs. Schon waren die angrenzenden Straßen verstopft, kein Durchkommen mehr am Naschmarkt hinterm Alten Rathaus, am Sachsenplatz, an der Universität. Fred drängte sich zum Ziel dieses ungeheuerlichen Stroms durch, zu dem kleinen Kirchenschiff von Sankt Nikolai, das von Blumen und Kerzen übersät war: kein Sims, kein Balken, kein Fenstervorsprung, von dem nicht Flammen oder Blüten leuchteten. Aus der Menge schob sich ein Schild: *Neues Forum, neue Kraft!* Sofort stürzten sich Büttel auf seinen Träger. Eine Frau kreischte: *Stasi raus!* Im Nu ergriff ein Sprechchor die Umstehenden, die blitzschnell einen schützenden Kreis um den Mann am Schild bildeten. Wie auf Kommando hakten sich die Leute unter, um die Schläger abzudrängen. Rhythmisches Klatschen flatterte an der Kirche hoch. Die Büttel wurden zum Rand des Kirchhofs durchgereicht, durch ein undurchdringliches Spalier der Leiber, johlend spuckte sie die Menge auf den Asphalt. Verstört suchten die Schläger das Weite. Die aufgebrachte Menge schleuderte ihre Verachtung hinterher: *Stasi raus! Stasi raus!*

Plötzlich dröhnten Glocken. Sechs Mal schlugen die Götzen auf dem Uhrenturm des alten Bankhauses Kroch, drohend senkte sich der Bronzeklang in die Gassen. Aus der Kirche drangen Gesänge und Kerzenschein. Vor der Nikolaikirche erhoben sich unzählige Schilder und Transparente. Niemand unternahm mehr den Versuch, die Proteste im Keim zu ersticken. Ein Dutzend Männer in den Uniformen der Arbeiterkampfgruppen erschien vor der Kirche, empfangen von Buhrufen und Pfiffen. Die Männer rissen sich die Schulterstücke ab und warfen sie in den Staub. Sofort schlug die Stimmung um, begeisterter Jubel brach sich an den Giebeln.

Als die Glocken verklungen waren, schob sich das schmale Kirchentor auf. Zögernd traten betende Menschen in den Abend. Es waren junge Gesichter, Kerzen und Kreuze in den Händen. Noch einmal versuchte die Staatssicherheit den Zugriff, augenblicklich reagierte die Menge; zu

Dutzenden fanden sich die Schergen eingekreist von Demonstranten, zur Wirkungslosigkeit verdammt. Diszipliniert wehrten die Leute vor der Kirche jeden Angriff des Geheimdienstes ab. Als die Menge schützendes Spalier aufzog, kam ein Häscher zu Fall. Hilfsbereite Arme griffen ihm unter die Achseln: *Geh heim zur Mama, warte, wir helfen dir dabei!* Er wurde aufgehoben und über die Köpfe der Leute bugsirt.

Von allen Seiten reihten sich Menschen in die Demonstration ein, die sich langsam zum Opernplatz formierte. Fred schloss sich an, und als er einige Meter mitgegangen war, traten die Gebäude zurück, die bislang die Sicht verstellt hatten. Er traute seinen Augen nicht, denn nach all dem, was er in den vergangenen Tagen erlebt hatte, konnte dieses Bild, das sich ihm bot, nicht mehr sein als ein unerreichbarer Traum: Der große, freie Platz zwischen der weißen Oper und dem Gewandhaus war schwarz von Menschen, die stumm im Nieselregen ausharrten. Sturmgleich rollten Sprechchöre heran, machtvoll skandierte die Menge: *Wir sind das Volk! Wir bleiben hier!* Daran, wie die Gesänge fortliefen, konnte man erahnen, dass auch entfernt gelegene Straßen mit Menschen überfüllt waren: die gesamte Innenstadt und das Viertel am Wintergarten neben dem Bahnhof. Das war anders als auf der Prager Straße in Dresden. Hier hatte sich eine Großstadt auf die Beine gemacht, schwemmen die Sprechchöre jegliche Furcht und alle Zweifel hinweg: *Gorbi! Stasi raus!* Die Polizeikonvois steckten fest, Schiffbrüchige inmitten eines dräuenden Ozeans. Am Tröndlinring hockte ein Polizist rauchend im Fahrerhaus seines Lkw. Hölzern redete er mit zwei Frauen, zaghaft erwiderte er einen Scherz. Fred wischte sich über die Augen, flüsterte:

„Meine Fresse, um ein Haar hätte ich das verpasst!“

„Ich bin auch völlig überrascht“, raunte jemand neben ihm. „Vergangene Woche haben sie hier die Leute verdroschen. Und heute?“

Ludwigs kahles Gesicht legte sich in unzählige Falten, sein breites Grinsen ließ Fred in lautes Lachen ausbrechen:

„Ludwig! Du hier! Was für eine Freude!“

„Ja“, sagte Ludwig, auch er lachte. „Ich freue mich, dich zu sehen, Fred. Was für ein Tag!“

Sie umarmten sich, euphorisch drückte Fred den Älteren an sich.

„Mensch, du drückst mir ja die Luft ab. Wie kommst du überhaupt hierher?“

„Das Gleiche wollte ich dich fragen.“

„Ach, scheißegal. Hauptsache dabei. Mit Goethe: *Und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!*“

Ludwig sprang auf einen Kabelverteiler und rief:

„*Mein Leipzig lob ich mir, es ist ein klein Paris!* Ich vermag es nicht zu glauben!“

Er zog Fred herauf, Arm in Arm standen sie über den Massen. Fred fühlte, wie sich die Anspannung der vergangenen Wochen und Tage löste. Etwas stieg in seine Kehle, schoss zwischen die Wurzel der Nase und in die Augen. Er dachte: Keine Lügen mehr. Sagen, was man spürt. Anne. Dafür bin ich geblieben. Für diesen Augenblick. Der wiegt alles auf. Was für Menschen! Was für eine Stadt!